

Nassauer Anzeiger



Ämtliches Organ

für die Stadt Nassau und für Bergnassau-Scheuern.
Publikationsorgan für das Königl. Amtsgericht Nassau.

Bezugspreis:

Vierteljahr 1.20 M., ohne Bringerlohn.

Erscheint dreimal:

Dienstags, Donnerstags, Samstags.

Anzeigenpreis:

Die einspaltige Borgiszelle 15 Pfg.

Die doppelspaltige Reklamezeile 50 Pfg.

Nr. 60.

Druck und Verlag:
Buchdr. Heint. Müller, Nassau (Bahn).

Samstag, 22. Mai 1915.

Verantwortung:
Heinrich Müller, Nassau (Bahn).

38. Jahrg.

Ein goldenes Mutterherz.

Roman von Erich Ebenstein.

39

Und nun saß sie hier in G. mutterseelenallein, um sich mal vier Wochen gründlich zu erholen. — Und doch nicht allein. Sie hatte ja ihn wiedergefunden, ihren Ferry, „die einzige wahre Liebe ihres Lebens“, wie sie mit bezauberndem Augenaufschlag versicherte.

Ferry hörte zu wie berauscht. Wie er sie verstand, diese Töne aus einer anderen Welt! Wie sie ihm ans Herz griffen.

Dann erzählte er Kitty seine Erlebnisse. Seine Stimme hatte einen melancholischen Klang dabei. Er kam sich sehr bemitleidenswert vor in diesem Augenblick.

Gott ja — sie war schön, seine Frau. Er hatte sie aus Liebe geheiratet, sie tat, was sie ihm an den Augen absehen konnte, aber das änderte doch nichts an der Tatsache, daß freizügige Menschen, wie er, nun einmal überhaupt nicht für die Ehe paßten. Dann der Anhang, den man immer mitheiraten muß — dieses Bleigewicht, das sich „Familie“ nannte — manchmal packte ihn eine förmliche Wut. War nicht mal gegen eine bestimmte Person, bloß gegen den Begriff als solchen.

Es lag so etwas Philisterhaftes, Moralstiefendes, aufregend solides in dem Begriff „Familie“.

Zuletzt lachten sie beide darüber, und Kitty sagte: „Weißt Du was, Ferry? Werfe mal vor allem Deine Schwiegermutter raus. Schwiegermütter haben überhaupt keine Existenzberechtigung. Dann schide Deine Frau mit dem Kind aufs Land, irgendwo hin, recht weit von G., und dann — ihre Augen glüherten heiß und verliebt, „dann widmest Du mir Deine freie Zeit. Machst meinen Cicerone da — die Umgebung von G. soll ja so nett sein — denk mal, wie himmlisch das sein wird, zusammen durch die Wälder streifen, in stillen Landgärtchen zu zweien Kaffee trinken, abends in irgend einem Winkel eines Restaurationsgartens kühlen Sekt trinken und von alten Zeiten plaudern — Du, ich gebe Dir mein Wort: alle Grillen verjage ich Dir!“

Gleich einer Fata Morgana tauchten entzückende Bilder

vor ihm auf, Kitty, die von russischen Fürsten und indischen Prinzen Gefeierte, wochenlang nur für ihn lächelnd, plaudernd — Teufel, man ist doch auch ein Mensch mit Rechten ans Leben. Dieses selbstlose Anopferungssystem war nur eine Spezialität der Familie Fabrizio — plagte er sich etwa nicht genug für Weib und Kind? Freilich, Mama würde dann den ganzen Tag bei Assunta sitzen, um sie zu „trösten“ für seine Abwesenheit, würde sie am Ende gar hegen, ihr die Augen öffnen.

„Wirst sie 'raus, die Schwiegermutter,“ hatte Kitty gesagt. Ja, so was Ähnliches hatte er eigentlich längst tun wollen.

Dann senkte er plötzlich tief auf.

„Assunta wird um keinen Preis ohne mich aufs Land gehen. Du hast keine Ahnung, Kitty, wie sie mich liebt.“

Kitty spielte mit ihrem goldeneingelegten Schildpattlorgnon. Natürlich war sie nicht kurzichtig, aber die Fürstin Reizenstein trug ein solches, und es machte sich so gut.

„Eigentlich albern lästig, so 'ne Liebe, was? Aber wenn's nicht anders geht, dann laß sie eben in Retiro sitzen. Sie hat das Kind. Und gegen Mitternacht kannst Du ja immer zu Hause sein. Du schüfstest Geschäfte vor, Sitzungen, auswärtige Geschäftsfreunde — Gott, Du wirst doch da nicht in Verlegenheit kommen! Warst ja auch immer ein geriebener Junge.“

Wieder das leise, weiche, aufregende Lachen, das ihm wie Champagner zu Kopf stieg.

Zuletzt machen sie für morgen eine Zusammenkunft bei den „Drei Linden“, einem Vergnügungslokal außerhalb der Stadt, aus. Da wollten sie weiter über die Sache reden.

„Im Grunde wird die Sache just dadurch prickelnd interessant,“ sagte Kitty noch beim Abschied, „daß wir heimlich einander treffen müssen, wie richtige Liebesleute, wenn wir es im Grunde auch gar nicht sind.“

Lanzendorf fand daselbe. Auf dem Heimwege kaufte er noch einen Strauß Rosen, um Assuntas Vorwürfen gleich die Spitze abzubringen. Natürlich hatte er heute mit einem unerwartet angekommenen „Geschäftsfreund“ dinieren müssen.

Und er hielt sich für einen ausgemacht guten Kerl, daß er neben dieser völlig ausreichenden Entschuldigung seiner Frau sogar noch Blumen brachte.

Draußen brach das Gewitter los, das stundenlang wie ein düsteres Verhängnis über der Stadt gehangen hatte.

Assunta befand sich mit ihrer Mutter allein im Wohnzimmer. Die kleine Mara schlief nebenan, von Sophie bewacht. Eigentlich war es seltsam, dies verspätete Gewitter, da die Trauben schon reif am Spalier hingen und Herbstzeitlosen das Grün der Wiesen unterbrachen. Aber der Sommer wollte dies Jahr kein Ende nehmen.

Tag für Tag dieselbe dunstige Schwüle, derselbe fahlblaue Himmel, der gegen Abend voll schwefelgelber und orangefarbiger Tinten stand.

Gestern abend haute sich im Westen eine bleigraue Wand in das bunte Farbgewirr, und heute morgen stand die Sonne wie ein blutiger Klumpen inmitten immer düsterer sich senkender Dünste. Kein Blatt rührte sich, die Schwalben strichen verängstigt tief am Boden hin, und gegen Mittag wurde es so dunkel, daß man in der Stadt Lichter anzündete.

Dann ein hauchender, heißer Wind, der den Staub hoch über die Dächer wirbelte, und von dem niemand wußte, woher er eigentlich kam. Wie Gerten bogen sich die Bäume plötzlich, Äste und Dachziegel wirbelten herum, ein Meer von toten Blättern erfüllte die Luft, während es von allen Seiten grölte, brodelte und knatterte, bis die ersten schweren Tropfen drohend an die Fenster schlugen.

„Ich hätte doch heimgehen sollen,“ sagte Frau Lore bekommen, „das Wetter kann stundenlang dauern — am Ende komme ich doch noch die paar Minuten leidlich hinüber.“

„Aber Mama! Bei dem Wetter! Und wozu denn? Du istst einfach einmal bei uns.“

„Ich möchte nicht, daß sich Ferry gestört fühlt, wenn er heimkommt. Der arme ist ohnehin jetzt so sehr von Geschäften in Anspruch genommen, daß er wohl Anspruch darauf hat, die kurze Zeit, die er den Seinen widmen kann, allein mit Weib und Kind zu verbringen.“

Assuntas Brauen zogen sich zusammen und ein bitterer Zug entstand um ihren Mund.

„Ja, er ist sehr kurze Zeit daheim, seit zwei Monaten,“ murmelte sie. „Jeden Abend brauchte er wohl nicht diesem Geschäftsfreund zu widmen.“

Ein neues Pfingsten.

„Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden auf Erden“, so hat der Herr gesprochen. Ist es ein Kriegsfeuer, wie dieses, das in unsern Tagen verheerend, immer weiterfressend über die Länder fährt? Rings um den Erdball fahren seine Flammen, blühende Kulturstätten in Wüsteneien verwandelnd, für Menschenglück, Wohlstand und friedliche Ordnung ein Chaos trauriger Trümmer, eklen Brandschuttes zurücklassend. Kann dies zerstörende Feuer das sein, das der Heiland der Welt bringt? Zwar viele sind bereit, dem Christentum die Schuld aufzuladen, wenn die Völker in wilden Leidenschaften einander zersfleischten. Ja, noch ein Feuer, aber von edlerer Art, haben wir in diesem Kriege verspürt: unter der Asche weltmüder Blasphemie glimmend, ward durch den Sturm dieses nie gesehenen Völkerkrieges eine edle Lohe hervorgetrieben, die heilige Flam-

me der Begeisterung für König und Vaterland, für Heimat und Herd, für Unabhängigkeit, Ehre und Recht. Eine läuternde Glut die viel Hader, träge Genußsucht und irdischen Sinn verzehrte, eine heilige Glut, in der Parteien, Stände und Stämme zu neuer ungeahnter Einheit zusammenschmolzen. Eine erleuchtende Glut, die uns gezeigt hat, wo es uns bisher fehlte, eine belebende Glut, die uns die Hoffnung einer großen deutschen Zukunft erweckt. Deutsche Einheit und deutsche Reinheit! Vor dem Heldensinne des großen Krieges hat sich beschämt die kleinliche Selbstsucht verkrochen, und die niedere Genußsucht, vordem aufgewuchert in schwüler Zeit, wagt nur verstoßen ihre Ansprüche für die Zukunft anzumelden. Wer da will, der spürt etwas vom Kampfe zwischen dem Geiste von unten und dem Geiste von oben. Der Geist der Wahrheit der Liebe und der Zucht ist am Werke, die Völker in harter Schule zu erziehen, auch das

unrüge. Da muß die Lüge ihr gemeinsames Gesicht zeigen, alle Schranken des Rechtes fallen, die Tyrannei der Habsucht sich enthüllen, damit ein heiliger Jörn durch die Welt fahre; tausend und tausend Wunden müssen nach Barmherzigkeit schreien, damit sich schäme, wer bisher kaltherzig abseits gestanden; die Not der Zeit muß zum Opfern und Dienern erziehen; die Vergänglichkeit aller irdischen Güter muß in furchtbarer Zerstörung zu Tage kommen, damit die ewigen Güter im Preise steigen. Die Schale muß fallen, damit der Kern erscheine, und einer im andern wieder den Menschen erkennen und ehren lerne. Da spürt man im Wundenschlagen und Heilen den Geist, den der erhöhte Herr am Pfingsttage läuternd, belebend, erleuchtend und einigend über seine Gemeinde ausgoß. Ein neues Pfingsten will er uns schenken. Seine Kirche, wie zerklüftet ihre äußere Gestalt auch sei, wie dürrig ihre Ähnlichkeit mit dem Herrn, der

ihr sein Bild geliehen, ist demnach das Heil der Welt, denn seine Lebenskräfte wirken ihr. Sie bleibt für die Weltreiche, in denen eine Stätte hat, der tragende Grund, das Seil, das ihrer Fäulnis wehrt, die Macht, die Verderben aufhält. Sie will ihnen ein Segen sein, bis alles, was sich retten und heilen lassen will, unter dem einen heiligen Namen vereinigt sei. Je mächtiger das Reich des Herrn sich unter uns erbauen wird, desto mehr wird es auch durch uns in der Welt sich festhalten und uns eine Zukunft sichern, die uns gebrachten Opfer wert sei. „O heil'ger Geist, kehre bei uns ein!“

Feldpostschachteln

in allen Größen

Alb. Rosenthal, Rastatt

Ein goldenes Mutterherz.

Roman von Erich Ebenstein.

40

Frau Lore warf einen unruhigen Blick auf die Tochter, dann sagte sie in noch wärmerem, herzlicherem Tone als sonst: „Ist mein Liebes ungeduldig, weil das Leben mit seinen Rechten ihren Liebestraum stört?“

„Gott, nein, manchmal seh' ich's ja ein, nur dann denk ich wieder, warum hat dieser fremde Mensch aus Berlin kommen müssen? Er hat keinen guten Einfluß auf Ferry. Wie war Ferry so kurz angebunden und reizbar wie jetzt.“

Die junge Frau ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Sie konnte es ja Mama nicht sagen — alles, was sie quälte. Da waren die zynischen Reden und Witze Ferrys, die sie oft tief verletzten.

Sein bei jeder Gelegenheit aufbrausender, ans Brutale grenzender Ton. Die Gleichgültigkeit gegen das Kind, manchmal auch gegen sie, und dann wieder diese plötzlich aufflammende Leidenschaft, mit der er jede ruhige Aussprache einfach erstickte. Ja, er war anders geworden, ganz anders in der letzten Zeit, und sie kam sich mit ihrer gleichgebliebenen Liebe oft vor wie eine Bettlerin, die draußen vor der Tür stand, ohne Einlaß zu finden.

Draußen prasselte der Regen nieder, knatterten Donner schläge und heulte der Sturm so laut, daß jedes Gespräch unmöglich wurde.

Frau Lore stand auf, trat zu ihrer Tochter und legte den Arm um sie. So standen sie ohne Worte lange und blickten hinaus auf die entfesselten Elemente.

Als das Getöse etwas nachließ, zog die Mutter ihr Kind neben sich aufs Sofa nieder.

„Siehst Du, Herz“, sagte sie, „Du bist überanstrengt durch die Arbeit mit dem Kind und nervös noch von der Krankheit her. Sonst würdest Du gerechter sein gegen Deinen Mann.“

„Gerechter — ich?“

„Ja, mein Kind, Du würdest begreifen, daß er Zerstreuung braucht, und Dich freuen, wenn der Zufall sie ihm bietet. Männer sind anders geartet als wir Frauen, ihnen genügt das Heim nicht immer, und manche Dinge, wie sie die Prosa des Lebens nun einmal mit sich bringt, sobald

die Kleinkinderwirtschaft beginnt, machen sie reizbar. Auch darf man in der Ehe nicht jedes rasche Wort auf die Goldwaage legen. Ferry hat Dich ja so lieb, das mußst Du Dir immer vor Augen halten, und ihn dann, wenn er verstimmt ist, mit doppelter Liebe und Geduld entgegenkommen.“

„Du bist der reine Beschwichtigungshofrat, Mama!“ antwortete Assunta bitter, während ihr im selben Moment als die höhnischen, gehässigen Bemerkungen ihres Mannes über „die Schwiegermutter“ einfielen und sie noch mehr gegen ihn erbitterten. „Ich finde, Du hast am wenigsten Ursache, seine Partei zu nehmen, er weiß es viel zu wenig zu schätzen, was er an Dir hat.“

Frau Lore lächelte. Es war das Lächeln derer, die überwunden haben.

„Auch da bist Du ungerecht, Assunta. Der Mann heiratet die Frau und nicht ihre Familie mit. Das ist vom Standpunkt der Männer aus so natürlich.“

Assunta blickte groß auf. Es waren Ferrys Worte, nur ohne die beißende Schärfe des Vorwurfs, mit welcher er sie aussprach. Aber etwas in ihr bäumte sich dagegen auf. Seit sie Mutter war, dachte sie über manche Dinge nicht mehr nur vom Standpunkt der leidenschaftlich liebenden Gattin aus nach.

Auch sie hatte eine Tochter, an der sie mit abgöttischer Zärtlichkeit hing. War es möglich, daß eines Tages jemand kam und ihr diese Tochter einfach wegnahm, sie als alleiniges Eigentum für sich beanspruchte und ihre Mutterrechte in den Wind schriebe?

Opferte sie umsonst die Ruhe ihrer Nächte, das Behagen ihrer Tage, Kraft und Bequemlichkeit? War die Mutterliebe denn nur etwas Tierisches, das aufhörte, sobald die Notwendigkeit ihren Zweck erfüllt hatte?

In diesem Augenblick begriff sie ihre Mutter nicht. Wie hatte die sich denn nur so stumm und klaglos in alle Beschränkungen fügen können, die man ihr auferlegte. Und woher nahm sie die Kraft, nun doch die Partei des Mannes zu nehmen, der ihr unauffällig und selbstverständlich Stolz um Stolz verfezt hatte? Denn sie, Assunta, fühlte diese Stiche jetzt alle plötzlich mit erschreckender Deutlichkeit.

Und sie hätte das nie ertragen können — nie —

Und überhaupt tust Du so gerade so, Mama, als ob ich

im Unrecht wäre, Ferry gegenüber!“ sagte sie endlich, in Gedanken, wieder zur Wirklichkeit zurückkehrend. „Während du er es ist, der mich entschieden vernachlässigt.“

„Das eben ist ein Wahn, Kind. Du forderst zu viel. Vieles muß selbstlos sein, wenn sie keine Fessel sein soll.“

„Keine Liebe kann selbstlos sein!“

„Doch. Die wahre immer. Und erst dann hat sie volles Gewalt über andere.“

Assunta warf trotzig die Lippen auf. Sie dachte an die Ehe ihrer Mutter, die eine einzige Unterdrückung ihrer selbst gewesen war, wie sie längst begriffen hatte.

„Ich könnte nie den Prügelungen abgeben für die Taten anderer, wie Du es tatest, Mama!“

Wieder lächelte Frau Lore mit seltsam unirdischem Ausdruck.

„Man kommt sich gar nicht als „Prügeljunge“ vor, wenn man sich innerlich als der Gebende fühlt. Mir war kein Leben bestimmt, wie Dir, mein Kind. Aber mit Geduld und gutem Willen hab' ich's doch dahin gebracht, Deinen Vater unentbehrlich zu sein, ja, ich darf wohl sagen, ihn seiner Art glücklich gemacht zu haben.“

„Aber Du?“

„Ich hatte Euch. Um Eurerwillen hatte ich immer die Mut für mein Schicksal.“

„Und jetzt — was hast Du dafür?“ dachte Assunta, als sie sprach die Worte nicht aus. Sie hätten wie grausame Hohn klingen müssen, dünkte ihr. Aber eine unendliche Zärtlichkeit, wie sie sie nie zuvor gefühlt hatte, erfüllte sie plötzlich für ihre Mutter.

Im Nebenzimmer war die kleine Mara erwacht und schrie. Beide Frauen eilten zu ihr. Während Assunta dann die Kleinsten stillte, dachte sie unaufhörlich: „Nie werde ich Dich hergeben. Nie werde ich Dich mir entreißen lassen!“

Danzendorf kam nicht zum Speisen heim. Man wartete eine Stunde mit dem Essen, und Assuntas Gesicht wurde finstler. Das machte er so oft jetzt, einfach ohne Absage auszubleiben.

„Er konnte doch bei diesem Unwetter nicht den weitesten Weg machen!“ beschwichtigte Mama.

„Das Wetter ist längst vorüber!“

„Aber es regnet noch in Strömen!“